

Regina Becker-Schmidt  
Gudrun-Axeli Knapp

**Feministische Theorien  
zur Einführung**

SIGNATUR

S 502 4861

Evang. Fachhochschule Hannover  
Bibliothek

JUNIUS

27 (44) 4230/100.c

die Gemengelage von Problemebenen als zusammengehörige und doch analytisch zu trennende im Kopf haben, um eine Vorstellung davon gewinnen zu können, wie sich Geschichte und Gesellschaft, Struktur und Handeln, Objektivität und Subjektivität in Geschlechterverhältnissen verschlingen. Diese theoretische Anstrengung darf sich allerdings nicht gegen Empirie abschnitten: Ihre Vielfältigkeit ist ein Antidot gegen eine Begrifflichkeit, die zum geschlossenen System zu werden droht, das zwar in sich stimmig ist, sich aber der ständig in Veränderung befindlichen Realität nicht mehr anzunähern sucht.

## 2. Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht

von Gudrun-Axeli Knapp

Jenseits des gesellschafts- und strukturtheoretisch orientierten Stranges sozialwissenschaftlich-historischer Forschungen zum Geschlechterverhältnis, der im vorausgegangenen Kapitel beleuchtet wurde, ist es in der feministischen Theorie Mitte der Achtzigerjahre zu einem folgenreichen Perspektivenwechsel gekommen. Anstatt weiterhin den »großen Folgen« des »kleinen Unterschieds« nachzugehen, um sie kritisieren und politisch bekämpfen zu können, wurden zunehmend die großen Voraussetzungen der Unterscheidung zweier Geschlechter und Fragen der kulturellen Repräsentation von Geschlechterdifferenz zum Kristallisationspunkt der internationalen Debatte. Im Zuge dieser Entwicklung radikalisierte sich die Auseinandersetzung mit den Grundlagen feministischer Theorie und Politik in einer Weise, dass manche meinten, der Feminismus sei an sein Ende gelangt. Die Dynamik dieser Diskussion, die sich schnell über Fächergrenzen hinweg ausbreitete, ist auf das Zusammentreffen mehrerer theoretisch-politischer Entwicklungen im einflussreichen angloamerikanischen Feminismus zurückzuführen, die mit Verspätung auch den deutschsprachigen Raum erreichten. Die Debatte wurde zum einen durch die zunehmende soziale und kulturelle Vielfalt der Stimmen innerhalb des feministischen und des postkolonialen Diskurses ausgelöst, die darauf aufmerksam machten, dass die bloße Zugehörigkeit zur Genus-Gruppe »Frauen« weder mit gleichen Erfahrungen noch mit identischen Problemlagen verbunden sein muss, zum anderen durch die un-

ter dem Etikett der »Dekonstruktion« versammelten theoretischen Strömungen, die alle Identitätsunterstellungen, einschließlich der Geschlechtsidentität, daraufhin befragen, auf welchen Voraussetzungen, Ausschlüssen und Verwerfungen sie beruhen: Was sind »Frauen«, auf welche empirischen Referenzen bezieht sich der fundierende Begriff des Feminismus? Kann überhaupt von Erfahrungen, Problemen oder Potenzialen gesprochen werden, die Frauen über soziokulturelle Unterschiede der Hautfarbe, der Schichtzugehörigkeit, der ethnischen Herkunft hinweg verbinden? Wodurch wären sie begründet? Oder sind nicht vielmehr alle Versuche einer substanziellen Bestimmung von Unterschieden zwischen den Geschlechtern und von Gemeinsamkeiten innerhalb der Genus-Gruppen mit dem Problem behaftet, dass ihre Festsetzungen Nichtidentisches zugleich hervorbringen und unterschlagen? Was wird im Kontext solcher Annahmen über geschlechtsspezifische Eigenschaften, Erfahrungen und Problemlagen aus den Unterschieden innerhalb der Genus-Gruppen, wo bleiben sie, was macht sie irrelevant, wer sagt, dass sie irrelevant seien, für wen?

Im Anschluss an diese Fragen, die auf eine Unterminierung universalisierender Bedeutungsgehalte in Konzeptionen von Geschlechterdifferenz zielen, rückte auch die Frage nach der diskursiven Funktion des Körperlichen auf neue Weise in den Blick: Wenn Versuche, dem Begriff »Frauen« wesentliche soziale Attribute beizulegen, angesichts der Verschiedenartigkeit ihrer Lebensverhältnisse scheitern, bleibt dann als einzige Gemeinsamkeit das Geschlecht? Von welcher »Natur« ist aber der natürliche Geschlechtsunterschied, und inwieweit ist die biologische Geschlechterdifferenz sozial entleert? Setzt nicht jede Unterscheidung, auch die zwischen Männern und Frauen bzw. Natürlichem und Kulturellem im Geschlechtsunterschied, immer schon eine symbolische Ordnung und gesellschaftliche Ver-

hältnisse voraus, innerhalb deren dies bedeutungsvolle Differenzen sind?

Gilt das uns vertraute Ordnungssystem der Zweigeschlechtlichkeit auf der ganzen Welt, ist es universell gültig? Und wenn nicht von seiner universellen Geltung ausgegangen werden kann, welche Konsequenzen hat das für feministische Theorie und Politik?

Im Folgenden sollen Grundzüge dieser Auseinandersetzung dargestellt werden. Zwar lassen sich die Diskurse zur Geschlechterdifferenz und zur soziokulturellen Differenziertheit der Geschlechter nicht strikt voneinander trennen, beide berühren Probleme der Fundierung feministischer Kritik. Gleichwohl gruppieren sie sich um ein je spezifisches Spektrum von Fragen: Geht es in dem einen Bereich um die konstitutionslogische Frage nach der Verfasstheit von Geschlechterdifferenz und um das Verhältnis von Natürlichem und Kulturellem in der Geschlechtsunterscheidung (Sex-Gender-Debatte), so stehen im anderen das Verhältnis von Ähnlichkeit und Verschiedenheit sowie die Formen sozialer Ungleichheit unter Frauen (Achsen der Differenz – Strukturen der Ungleichheit) im Mittelpunkt.

### Facetten der Sex-Gender-Debatte

Feministische Kritik richtet sich, dies wurde oben deutlich, auf Phänomene von Macht, Herrschaft und Gewalt zwischen Männern und Frauen: Wie kommt es zu der ungleichen Verteilung von materiellen, politischen und symbolisch-kulturellen Ressourcen zwischen den Geschlechtern? Wie sind Strukturen der Geschlechtersegregation zu erklären, warum kommt es zur Abwertung und Deklassierung von Frauen, in welchem Zusammenhang stehen Geschlechtertrennung, hierarchische Verhält-

nisse zwischen den Genus-Gruppen und spezifische Vorstellungen von Geschlechterdifferenz?

Fragen wie diese basieren auf der stillschweigenden Voraussetzung, dass es Männer und Frauen im Sinne der biologischen Zweigeschlechtlichkeit der Menschengattung *gibt*. Welche Bedeutung dem natürlichen Geschlechtsunterschied zugescriben wird, wie Männlichkeit und Weiblichkeit normiert werden und welche Strukturen sich auf dieser Grundlage entwickeln, hängt dann von den jeweiligen historischen Konstellationen von Kultur und Gesellschaft ab, die Gegenstand der Analysen sind.

Eine für diese Auffassung repräsentative Formulierung stammt von der amerikanischen Historikerin Gerda Lerner: »Das *sexuelle Geschlecht* ist eine biologische Gegebenheit für Männer und Frauen. Die *geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen* an Frauen und Männer stellen eine kulturabhängige Definition von Verhalten dar, das als den Geschlechtern in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit angemessen gilt. Diese kulturspezifische Bestimmung der Geschlechterrollen ist also ein historisch bedingtes Produkt.«<sup>59</sup>

Schon die Frauenforschung der Siebzigerjahre ging mehrheitlich davon aus, dass Weiblichkeit und Männlichkeit im Sinne soziokultureller Normierungen von Persönlichkeitsdispositionen und Rollenverhalten in unterschiedlichen Gesellschaften und geschichtlichen Epochen variieren. Zwar standen damals andere Theorien im Vordergrund als heute, doch gab es ein herrschaftskritisches Verständnis solcher Normierung. Die meisten Frauenforscherinnen gingen davon aus, dass Lern-, Identifikations- und Enkulturationsprozesse keineswegs harmonisch verlaufen, sondern dass es sich dabei um Formen der widersprüchlichen Aneignung handelt, die mit Konflikten und Ambivalenzen einhergehen, um Identitätszwänge, die stets auch Potenziale des Nichtidentischen hervorbringen.

Ansätze, die offensiv mit universalisierenden, homogenisierenden oder harmonisierenden Aussagen über männliche und weibliche Geschlechtseigenschaften und Geschlechterverhältnisse operierten, standen im deutschsprachigen Raum entweder am Rande des akademischen feministischen Diskurses oder stießen schnell auf Kritik. Dass neben Verhaltensdispositionen auch Körperwahrnehmung, körperliche Praxen und körperliches Aussehen von Frauen und Männern etwas mit den Lebensbedingungen zu tun haben, mit der spezifischen Art und Weise, in der gegessen, gearbeitet, gewohnt, gekämpft, geliebt, gespielt und kommuniziert wird, dass infolgedessen auch Körperlichkeit nichts Außerhistorisches ist, war zumindest für Feministinnen, die sich auf historisch-materialistische Theorietraditionen oder auf Michel Foucaults Analysen bezogen, ebenfalls selbstverständlich.

Was in der feministischen Theorie der Neunzigerjahre eine diskursive Explosion ausgelöst hat, war also keine Historisierung *per se*, sondern eine spezifische Form der Zuspitzung dieser Historisierung, deren Reichweite nach wie vor strittig ist. Neu war dabei weniger die gestiegene Aufmerksamkeit für den Wandel von Semantiken der Geschlechterdifferenz – diesen hatte in den Siebzigerjahren u. a. Karin Hausen in ihrer zum Klassiker gewordenen sozialgeschichtlichen Analyse des Aussagesystems der Geschlechtscharaktere beschrieben<sup>60</sup> – als vielmehr die stärkere Betonung der epistemologischen und politischen Konsequenzen dieser Historisierung. Neu war ferner, und genau dieser Punkt wurde schließlich zum Kern der aktuellen Kontroversen, dass nicht mehr nur die Auslegung des Geschlechtsunterschieds und die Existenzweisen von Frauen und Männern als geschichtliche aufgefasst wurden, sondern dass der biologische Dimorphismus selbst, die körperliche Zweigeschlechtlichkeit, nicht als von Natur aus gegeben, sondern als kulturell spezifische Form der Klassifikation in den Blick genommen wurde.

Im englischsprachigen Feminismus war dieser Perspektivenwechsel durch die kulturanthropologische Forschung lange vorbereitet gewesen. Für diese Forschung hatten Fragen der unterschiedlichen Konzeptualisierung der Verhältnisse von Natur und Kultur sowie der soziokulturellen Bedeutung von »Geschlecht« als Ordnungs- und Klassifikationskategorie schon immer eine größere Bedeutung als in anderen Fächern. In Feldstudien wurde festgestellt, dass es in manchen Kulturen Formen der Geschlechterklassifikation gibt, die den uns vertrauten Rahmen der Zweigeschlechtlichkeit überschreiten, indem sie weder rigide binär verfasst noch in ähnlich strikter Weise wie in unserer Kultur auf Körpermerkmale fixiert sind.<sup>61</sup> »Anthropologen stießen auf dritte und weitere Geschlechtskategorien oder auf unterschiedliche Formen des Geschlechtswechsels, z.B. die Reklassifikation unfruchtbarer Frauen zu »Männern«, denen im Rahmen ihrer Gesellschaft entsprechende Rollen und die Möglichkeit, »Frauen« zu heiraten, zugestanden wurden.«<sup>62</sup> Neben ethnologischen Beobachtungen, die auf in gewissen Grenzen variierende Formen der Geschlechterklassifikation und Interpretation der Geschlechterdifferenz hindeuteten, waren es vor allem soziologische Studien zur Transsexualität und Interventionen aus den USA gerade formierenden »Queer Studies«<sup>63</sup>, die den bis dahin so sicher scheinenden Boden einer naturgegebenen Zweigeschlechtlichkeit erschütterten. Hinzu kam eine Reihe von historischen Studien zu Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit, die darauf hindeuteten, dass die Form der biologischen Fundierung der Geschlechterdifferenz, die heute unser Alltagsverständnis bestimmt, selbst Resultat einer historischen Entwicklung ist, entscheidend geprägt durch die im 18. und 19. Jahrhundert entstehenden modernen »Wissenschaften vom Menschen«.<sup>64</sup>

Schließlich spielten auch neuere Ergebnisse biologischer For-

schung eine Rolle; die Biologie nimmt keine so trennscharfe Klassifizierung von Geschlechtlichkeit vor wie das Alltagsverständnis der Gesellschaft. So heben Lorber, Farrell u.a. hervor, dass »weibliches und männliches Geschlecht (sex) [...] in dieser Forschung nicht mehr als zwei entgegengesetzte, einander ausschließende Kategorien verstanden, sondern vielmehr als Kontinuum, bestehend aus dem genetischen Geschlecht, dem Keimdrüsen Geschlecht und dem Hormongeschlecht«<sup>65</sup>, gesehen würden, wobei die einzelnen Kriterien, die zur Geschlechtsbestimmung herangezogen werden, weder notwendig kongruent sein müssen noch als unabhängig von der Umwelt aufgefasst werden können.<sup>66</sup>

In der feministischen Diskussion verdichteten sich diese aus verschiedenen Fächern und theoretischen Richtungen stammenden Denkanstöße zu einem Diskurs, in dessen Zentrum die im anglophonen Raum gängige Unterscheidung von Sex (körperlichem Geschlecht) und Gender (Geschlechtsidentität/sozialem Geschlecht) stand. In der als »Sex-Gender-Debatte« bekannt gewordenen Diskussion geht es um historische, erkenntnistheoretische und politische Implikationen dieser Unterscheidung.

Die begriffliche Unterscheidung von Sex und Gender stammt ursprünglich aus der medizinisch-psychiatrischen Diskussion um Transsexualität, wo sie in den Fünfzigerjahren von den Sexualwissenschaftlern John Money und John Hampson eingeführt und dann von Robert Stoller in seiner Studie *Sex and Gender: On the Development of Masculinity and Femininity* (1968) weiter ausgearbeitet wurde, um das Auseinandertreten von körperlichem Geschlecht und Geschlechtsidentität zu bezeichnen.<sup>67</sup> In feministischen Zusammenhängen wurde die Differenzierung Anfang der Siebzigerjahre zunächst aus politisch-strategischen Gründen aufgegriffen, um biologistische Argumente zur »Natur der Frau« besser zurückweisen zu können. Die nachdrücklich

antibiologische Stoßrichtung der feministischen Kritik hatte allerdings eine Kehrseite: »Die physische Natur der Geschlechter, als Sex von Gender ausdrücklich terminologisch unterschieden, [blieb] außerhalb des Blickfeldes. Die Existenz dieser Dimension, die Geschlechtsnatur, wurde zwar nicht geleugnet, es wurde ihr jedoch jeglicher Einfluß auf das soziale Schicksal der Person bzw. auf die Organisation der Gesellschaft abgesprochen. Natur wurde auf die Funktion des stummen Substrats von Subjekt, Gesellschaft und Kultur reduziert [...]. Normativ wurde gesetzt, daß die vom Gender-Konzept nicht in Frage gestellte Geschlechtsnatur (>Sex<) keine Konsequenzen für die soziale Stellung und Rolle haben sollte.«<sup>68</sup>

Aus der Diskussion dieser Leerstelle und ihrer Konsequenzen für feministische Theoriebildung entwickelte sich die Sex-Gender-Debatte, deren Vehemenz nicht zuletzt daher rührt, daß Fragen des Verhältnisses von Natur und Kultur in Bezug auf Geschlechterdifferenz hochgradig überfrachtet sind. Sie berühren nicht nur den engen Konnex von Natur und Weiblichkeit, der die Geschichte der Frauenunterdrückung wie der Überhöhung und Ikonisierung des Weiblichen durchzieht; sie werfen zugleich erkenntnistheoretische und politische Fragen nach dem Stellenwert auf, der dem Körperlich-Materiellen unter den Bedingungen umfassender Informatisierung zukommt, die von manchen Beobachtern als epochale Veränderung unseres Verständnisses von »Wirklichkeit« und »Natur« aufgefasst werden.

»Möchte die Differenzierung von Sex und Gender vor dem Hintergrund patriarchaler Auffassungen, die das Geschlechterverhältnis insgesamt als »natürliches« Verhältnis aus dem Bereich des menschlich Machbaren und historisch Veränderbaren ausgrenzen und so grundsätzlich vom Kampfplatz gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und politischer Entscheidungen fernhalten wollten, eine bedeutsame Errungenschaft darstellen,

so handelt es sich doch nur um einen ersten Schritt, durch den ein Teil der Geschlechterordnung auf die Seite der Gesellschaft hinübergezogen wurde.«<sup>69</sup>

In der feministischen Diskussion der Neunzigerjahre wird nun auch der »andere« Teil der Geschlechterordnung in den Bereich des Historischen und damit in den Horizont des »Machbaren« hineingezogen. Er gerät auf durchaus ambivalente Weise in ein Feld gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, in dem im Zuge neuerer technologisch-wissenschaftlicher Entwicklungen überkommene Grenzziehungen von Natürlichem und Kulturellem aufgebrochen werden.

Die verzweigte Diskussion zur Frage des Verhältnisses von Sex und Gender, Körperlichem und Symbolischem, Natürlichem und Kulturellem kann hier mit ihren fachspezifischen Akzenten nicht im Detail nachgezeichnet werden. Allerdings gibt es in der Sex-Gender-Debatte zentrale Problemstellungen und Argumentationen, von denen drei in ihren Grundzügen vorgestellt werden sollen.

Zu nennen ist erstens die in den Sozialwissenschaften besonders einflussreiche *ethnomethodologisch-sozialkonstruktivistische* Kritik der Unterscheidung von Sex und Gender. Sie geht heuristisch von der »Gleichursprünglichkeit«<sup>70</sup> von Natur und Kultur im Geschlechtsunterschied aus und verknüpft diese Annahme in einer feministischen Lesart mit der Frage, ob es auch eine »Gleichursprünglichkeit« von Differenz und Hierarchie gibt. Spezifisch für die Diskussion in diesem Spektrum sind die mikrokologisch-interaktionistische Ausrichtung sowie der ausgeprägte empirische Bezug bei der Untersuchung von Deutungsmustern der Geschlechterdifferenz.

Zentral für die Sex-Gender-Debatte ist zweitens Judith Butlers *dekonstruktive* Argumentation, die den kulturellen Fundierungszusammenhang der Zweigeschlechtlichkeit mit Blick auf

die heterosexuelle Normierung der Ordnung des Begehrens untersucht. Das Besondere an der auf Butler bezogenen Diskussion, in der viele der im konstruktivistischen Kontext aufgeworfenen Fragen noch einmal radikalisiert wurden, sind ihre stark philosophisch-erkenntnistheoretische Akzentuierung, ihr sprachtheoretischer Bezugshorizont sowie die politische Korrespondenz mit Ansätzen aus den Queer Studies.

Eine dritte wichtige Diskussion wurde von der amerikanischen Wissenschaftsforscherin und Biologin Donna Haraway inspiriert: die Debatte über die wissenschaftlich-technologisch angebahnte *Erosion fundamentalen Dualismen westlichen Denkens* und die Konsequenzen für Reformulierungen des Verhältnisses von Natur und Kultur, Sex und Gender. Wesentlich ist hier die politische Einschätzung gegenwärtiger technisch-wissenschaftlicher Veränderungen aus feministischer Sicht; theoretisch geht es um die Frage, wie man einen postmodern aufgeklärten Naturbegriff denken kann, der es gleichzeitig vermeidet, Natur vollends in Kultur aufzulösen und zu entmaterialisieren.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Ausarbeitung teilen diese Ansätze einen Ausgangspunkt, nämlich die Konzentration auf Sprache, Wissen, Diskurse und deren Bedeutung für die Gegenstandskonstitution. Mit dieser sprach- bzw. wissenstheoretischen Wende ist eine charakteristische Veränderung der Reflexionsrichtung verbunden: Anstatt geschlechtstypische Ausprägungen von Persönlichkeitsmerkmalen bei Frauen und Männern zu untersuchen und deren Entwicklungsgeschichte zu rekonstruieren, anstatt die Strukturen und sozialgeschichtlichen Konstitutionsprozesse von Geschlechterverhältnissen und ihren Zusammenhang mit der Gesamtgesellschaft zu bestimmen, werden jetzt die sprachlich-diskursiven Formen und Verfahren studiert, in welchen Geschlechterdifferenz und -beziehungen »konstruiert«, »repräsentiert« oder »praktiziert« werden. Dieser Wechsel von

einer direkt gegenstandsbezogenen Ausrichtung (Was ist warum so geworden?) hin zu einer Perspektive, in der Semantiken der Geschlechterdifferenz und sprachlich-diskursive Bedingungen der Möglichkeit von (Aussagen über) Geschlecht im Vordergrund stehen, ist charakteristisch für die meisten Ansätze feministischer Theorie aus diesem Spektrum.

### Konstruktivistische Perspektiven

Im ethnomethodologisch-wissenssoziologisch inspirierten Feld der Sex-Gender-Diskussion steht die Frage nach den (Ethno-)Methoden der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit, von Frauen und Männern im Mittelpunkt: Wie werden »Frauen« und »Männer« gedacht und wahrgenommen, wie präsentieren Individuen sich als weiblich oder männlich, welche Eigenschaften werden ihnen zu- oder abgesprochen, in welchen Prozessen vollzieht sich im Alltagsleben die Blau- bzw. Rosa-färbung von Personen, Räumen, Gegenständen, Praxisfeldern?

Die hier eingenommene heuristische Position basiert auf der Kritik an sozialwissenschaftlichen Erklärungsstrategien, die »naiv auf das Alltagswissen als Plausibilisierungsressource zurückgreifen, anstatt es zum Gegenstand zu machen. Diese Verwechslung von ›topic‹ und ›resource‹ beruht auf einem tiefstehenden methodologischen Vorurteil, dem SoziologInnen, anders als Anthropologie oder Geschichte Treibende, leichter aufsitzen: daß sie die Gesellschaft, die sie beschreiben, kennen.«<sup>71</sup> Bezogen auf die Geschlechterdifferenz führe dieses Vorurteil zu einem Missverhältnis zwischen dem alltagspraktischen Wissen, wie Frauen und Männer zu unterscheiden und zu behandeln seien, und dem empirischen Wissen über diese Prozesse: »Wir wissen, wie es zu tun ist, aber nicht, wie wir es tun.«<sup>72</sup>

Ziel des ethnomethodologisch-konstruktivistischen Ansatzes und des damit einhergehenden empirischen Programms ist es, mehr über die soziale Herstellung von Geschlecht, genauer gesagt: von *Geschlechtsbedeutungen* zu erfahren, »to enable us to look at cultures gender-lenses rather than through them«<sup>73</sup>.

Anknüpfend an die im Kalifornien der Fünfziger- und Sechzigerjahre von Harold Garfinkel begründete und von Candace West, Don Zimmerman, Suzanne Kessler, Wendy McKenna, Judith Lorber und anderen<sup>74</sup> weitergeführte Richtung, soll die Art und Weise erforscht werden, in der Gesellschaftsmitglieder auf soziokulturell institutionalisierte Wissensbestände, auf kulturelle Deutungsmuster von »Geschlecht« zurückgreifen, sie situationspezifisch anwenden und dabei reinterpreten. Die Leitfrage lautet: Wie kommt es zu der binären, wechselseitig exklusiven Klassifikation von zwei Geschlechtern, und wie funktioniert die alltägliche Aufrechterhaltung dieser Exklusivität? Die Evidenz der Zweigeschlechtlichkeit der Menschengattung, die Voraussetzung, dass es zwei Geschlechter »gibt«, die sich nach Anatomie, Körpergestalt, Physiologie und hormoneller Ausstattung klar unterscheiden lassen, wird hier zum Ausgangspunkt des Nachdenkens, um den wechselseitig reflexiven Charakter der Beziehung zwischen körperlichem Geschlecht und sozialer Geschlechtszuordnung zu verdeutlichen.

Eine Folge dieser Konzentration auf konstruktive Praxen ist die Prozessualisierung des Geschlechtsbegriffs. Die Fragestellung lautet nun nicht mehr »Wer ist wie«, sondern: »Wie und in welchen Prozessen nehmen sich Menschen als wer wahr?« Damit wird die Frage nach dem Geschlecht aus dem Subjekt und seinem psychophysischen »Frausein« oder »Mannsein« herausverlagert und als interaktive und situationspezifische Konstruktionspraxis betrachtet. Dies, so Regine Gildemeister und Angelika Wetterer, bewahre uns »vor dem Mißverständnis, das

doing g.  
Geschlecht sei irgendwo im Individuum zu verankern, als Merkmal oder Eigenschaft von Personen dingfest zu machen, die im Alltagshandeln nur ihren Ausdruck finden«<sup>75</sup>.

Untersuchungsgegenstand sind die alltäglichen Zuschreibungs-, Wahrnehmungs- und Darstellungsroutinen, in denen sich der sinnhafte Aufbau der Wirklichkeit von Geschlechtszugehörigkeit bzw. -identität und Geschlechterbeziehungen vollzieht.

Die englische Sprache ermöglicht es mit dem anschaulichen Begriff des »doing gender«, den (inter-)aktiven Charakter dieser Reproduktion von Geschlechterdifferenz zu betonen. »Doing gender«, so Candace West und Don Zimmerman, »involves a complex of socially guided perceptual, interactional, and micro-political activities that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine natures.«<sup>76</sup> Im deutschsprachigen Feminismus tauchten sozialkonstruktivistische Perspektiven vereinzelt schon in den Achtzigerjahren auf, hervorzuheben sind hier vor allem Arbeiten von Carol Hagemann-White.<sup>77</sup> Noch Anfang der Neunzigerjahre konnten Regine Gildemeister und Angelika Wetterer jedoch mit Recht von einer Rezeptionssperre gegenüber dieser mikrosoziologischen Tradition sprechen, die von manchen als typisch amerikanischer Beitrag zu den Sozialwissenschaften verstanden wurde.<sup>78</sup>

Gildemeisters und Wetterers Aufsatz *Wie Geschlechter gemacht werden*, der eine pointierte Erörterung der älteren Frauenforschung mit einer Darstellung sozialkonstruktivistischer Konzeptionen von Geschlecht verknüpft, leitete in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung einen deutlichen Rezeptionsschub englischsprachiger Texte aus der Ethnomethodologie, der WisSENSsoziologie, dem symbolischen Interaktionismus und der phänomenologischen Soziologie ein. Etwa zur gleichen Zeit entstanden im Kreuzungsbereich von Geschlechtersoziologie und feministischer Forschung grundlegende theoretische und empirische



rische Studien zur Transsexualität, die mit unterschiedlichen Akzentsetzungen auf diesen wissenschaftlichen Hintergrund rekurrierten.<sup>79</sup> Sie wurden gleichermaßen zu wichtigen Bezugstexten für die weitere feministische Diskussion.

Heute ist das Feld konstruktivistisch orientierter Analysen zur Herstellung von »Geschlecht« auch im deutschen Sprachraum sehr ausdifferenziert.<sup>80</sup> Bei genauerem Hinsehen lassen sich inhaltlich zwei Schwerpunkte ausmachen. Beim ersten, der sich auf empirische Studien zur Transsexualität stützt, beschränkt sich der Begriff »Geschlecht« letztlich auf Fragen der Zuschreibung von Geschlechtszugehörigkeit an Individuen und auf die Darstellung von Geschlechtszugehörigkeit durch Individuen. Die Diskussion bewegt sich hier also im Bereich der klassischen ethnomethodologischen Konzeptualisierung des Genderbegriffs. Probleme sozialer Ungleichheitslagen im Geschlechterverhältnis, Fragen der asymmetrischen Positionierung von Frauen und Männern im Ordnungssystem der Zweigeschlechtlichkeit und der sozialstrukturellen Auswirkungen des »doing gender«, die für den zweiten Schwerpunkt zentral sind, werden in dieser Perspektive mehr oder weniger ausdrücklich ausgeblendet.

Die gemeinsame Basis sowohl für die Diskussion um die Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit wie auch für Fragen nach dem Wechselverhältnis zwischen der Sexuierung von Personen, der Hierarchisierung von Geschlechterbeziehungen und der Vergeschlechtlichung sozialer Kontexte bilden bestimmte Annahmen zur Grundstruktur des symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit: »Die zwei Geschlechter werden [...] mit Hilfe eines axiomatischen Wissens erzeugt, das über drei Basisannahmen verfügt: daß alle Menschen *unverlierbar* (Konstanzannahme) und aus *körperlichen* Gründen (Naturhaftigkeit) *entweder* das eine *oder* das andere Geschlecht sind (Di-

chotomizität). Dieses Wissen funktioniert als selbstverständlicher und nicht-hinterfragter Hintergrund von Wahrnehmungsprozessen und Begründungsfiguren, indem es eine dichotome Optik bereitstellt, die sowohl in der Wahrnehmung von Personen wie in der von Körpern immer zwei Sorten zu erkennen vermag.«<sup>81</sup>

Feministinnen haben sich – von diesen Basisannahmen ausgehend – vor allem mit der Frage nach der »Überschußproduktion an Binarität im kulturellen Erkennungsdienst der Geschlechter« (Hartmann Tyrell) befasst: Wie kommt es, dass sich sowohl hinsichtlich der Klassifikation körperlicher Merkmale als auch auf der Ebene von Eigenschaftszuschreibungen immer wieder der dichotomisierende Konstruktionsmodus der Unterscheidung, das Entweder-oder, gegen die übergangsreichen Mehr-oder-weniger- und Sowohl-als-auch-Verhältnisse durchsetzt? Und: Wie gehen diese Deutungen von Geschlechterdifferenz in Prozesse der sozialen »Platzanweisung« ein, welche Rolle spielt dieser Dualismus bei der mikropolitischen Aufrechterhaltung von Geschlechterhierarchien und Ungleichheit, aber auch im Zusammenhang mit sozialem Wandel?

In empirischen Untersuchungen zu Gendering-Prozessen, die sich jenseits der Studien zur Transsexualität zum großen Teil mit der Sexuierung von menschlichem Arbeitsvermögen, Arbeit und Arbeitsteilung befassen, werden die soziologisch-soziologischen Mechanismen der Zuschreibung und Darstellung von Geschlechtsbedeutungen zunehmend genauer bestimmt. Während manche früheren Untersuchungen die Vergeschlechtlichung als zweibahnigen rosa-blauen Definitionsvorgang fassen, in dem das (biologisch zugeschriebene) Geschlecht auf die Praxen und umgekehrt der vergeschlechtlichte Charakter von Tätigkeiten und Praxisfeldern auf die sie ausübenden Subjekte gleichsam abfärben<sup>82</sup>, wird in der jüngeren Forschung eher das

Paradox einer enormen Beweglichkeit und Widersprüchlichkeit der Geschlechtsidiomatik betont, die freilich die binäre und hierarchische Grundstruktur nicht außer Kraft setzt.<sup>83</sup>

Strittig ist dabei, ob in diesen Befunden einer kontextbezogen variierenden Semantik von Geschlechterdifferenz historische Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen und den entsprechenden Deutungsrepertoires zum Ausdruck kommen, in denen sich tendenziell ein Bedeutungsverlust der Kategorie »Geschlecht« als sozialer Platzanweiser abzeichnet, oder ob eher wissenschaftliche Lern- und Abarbeitungsprozesse zu einer differenzierteren Wahrnehmung der Komplexität von Gendering-Prozessen geführt haben. Ein wichtiger Streitpunkt, in dem politische und theoretisch-systematische Aspekte verbunden erscheinen, ist in diesem Zusammenhang das Problem der Omnipräsenz von »Geschlecht«. Auf die von Candace West und Don Zimmerman aufgeworfene Frage »Can we ever avoid doing gender?«<sup>84</sup> haben manche Sozialkonstruktivistinnen und Sozialkonstruktivistinnen mit einem »Nein« geantwortet, das sie mit der praktischen Unhintergebarkeit von Geschlecht in Face-to-Face-Interaktionen begründeten. Wie immer das »Erkennen« der Geschlechtszugehörigkeit der jeweiligen Interaktionspartner im Einzelnen funktionieren mag, es sei grundsätzlich davon auszugehen, dass die Geschlechtszugehörigkeit einen Unterschied macht. Zahllose wissenschaftliche Befunde hätten inzwischen belegt, dass es nicht das gleiche ist, wenn Männer und Männer, Frauen und Frauen oder Frauen und Männer interagieren.

Andere äußerten eine gewisse Skepsis gegenüber solchen Befunden, die oft zu nah am Alltagsverständnis blieben und in ihrem dichotomisierenden empirischen Suchfokus (wie verhalten sich Frauen, wie verhalten sich Männer?) immer schon das vorausgesetzt hätten, was eigentlich untersucht werden sollte (wie wird menschliches Verhalten als männliches und weibliches

Verhalten konstruiert?). Entsprechende Untersuchungen müssen daher die Geschlechterkonstruktionen reflektieren, die in ihr eigenes Forschungsdesign eingegangen sind.<sup>85</sup>

Theoretisch-systematisch wirft die Frage nach der Unhintergebarkeit von Geschlecht in sozialen Interaktionen das Problem auf, worin und wie sich diese Unhintergebarkeit zeigt und ob Omnipräsenz gleichzusetzen ist mit Omnirelevanz. Für feministische Positionen, die von einem grundlegenden Zusammenhang von Differenz und Hierarchie ausgehen, die also die Abwertung von Frauen unmittelbar an die Unterscheidung zweier Geschlechter binden, stellt sich die Frage, wie sich diese angenommene Gleichsinnigkeit von Unterscheidung und Abwertung theoretisch lokalisieren lässt und welche politischen Perspektiven sich aus diesen Annahmen ergeben.

Angelika Wetterer formuliert ihre Kritik der Zweigeschlechtlichkeit als Konsequenz einer sozialkonstruktivistischen Perspektive: »Nimmt man den einfachen Sachverhalt ernst und beim Wort ›what is socially constructed can be reconstructed, and social relations can be rearranged‹ (Lorber/Farell 1991: 355), macht es einen erheblichen Unterschied, ob man die Grundstruktur der Geschlechtertrennung und Geschlechterdifferenz einbezieht oder nicht. Tut man es nicht, läge die Perspektive in einer Reformulierung und Enthierarchisierung der Differenz; tut man es, so läge die Perspektive in einer Dekonstruktion der Differenz selbst, und zwar in gewisser Hinsicht auch als Voraussetzung für einen Abbau der Geschlechterhierarchie.«<sup>86</sup> Das Zitat von Lorber/Farell, auf das sich Angelika Wetterer bezieht, sei hier um den unmittelbar folgenden Satz ergänzt, in dem eine diesem Ansatz inhärente politische Utopie erkennbar wird: »A modern social order without gender is possible.«<sup>87</sup>

Die Kritik gilt hier also nicht ausschließlich der Art und Weise der inhaltlichen Auslegung von Geschlechtsunterschieden

im Sinne von Eigenschafts- und Wertdifferenzen, sondern grundsätzlich der Unterscheidung zweier Geschlechtskategorien. In jeder Unterscheidung von Zweien, so die Ausgangsannahme, würde unvermeidlich das eine als Maßstab, das andere als Abgeleitetes gelten. In solcher Kritik der Zweigeschlechtlichkeit bleibt allerdings oft undeutlich, was genau unter der binären »Grundstruktur« verstanden wird. Handelt es sich um universelle Formen und Logiken der Kategorisierung im Sinne eines kognitiven Apriori, also um etwas Überhistorisches, wie man auf dem Hintergrund strukturalistischer Auffassungen annehmen könnte? Geht es um zweigeschlechtliche Klassifikation per se, unabhängig davon, ob diese Geschlechterordnung in Papua-Neuguinea, in Grönland, den USA oder Osteuropa angesiedelt ist? Oder geht es um die empirische Feststellung, dass in Kulturen und Gesellschaften wie unserer die Unterscheidung von Männern und Frauen aus historisch zu rekonstruierenden Gründen mit einer relativen Abwertung des Weiblichen einhergeht und dass sich im Kulturvergleich feststellen lässt, dass dieses auch in vielen anderen Gegenden der Welt und unter anderen soziohistorischen Bedingungen der Fall ist?

Erkenntnistheoretisch ist die Annahme, dass binäre Unterscheidungslogik per se Hierarchisierung impliziert, zumindest nicht zu begründen.<sup>88</sup> Die reine Logik des Unterscheidens macht es ebenso möglich, in der Vielfalt zu differenzieren und zwei unterschiedene Kategorien gleichwertig nebeneinander stehen zu lassen.

Die Geschichte rassistischer Klassifikationsmuster und deren Rangordnungen lehrt zudem, dass eine Vervielfältigung von Kategorien nicht vor Hierarchisierungen schützt, sondern dass sie die Zahl der Differenzierungs- und Hierarchisierungsmöglichkeiten erhöht. Andererseits gibt es Befunde der ethnologischen Forschung, die darauf hindeuten, dass in manchen Kultu-

ren ausgeprägte Geschlechtertrennungen nicht mit ungleicher Machtverteilung und unterschiedlichen Wertigkeiten von Männern und Frauen verbunden sind. Auch dies spricht gegen eine ahistorische und universalisierende Verknüpfung von Differenz und Hierarchie.<sup>89</sup>

Bei sozialkonstruktivistisch orientierten Autorinnen, für die die Zweigeschlechtlichkeit selbst zum Angriffspunkt der Kritik wird und die Vorstellungen einer Neutralisierung der Geschlechterdifferenz (de-gendering) oder einer Vervielfältigung von Geschlechtspositionen<sup>90</sup> entwickelt haben, finden sich die deutlichsten Annäherungen an dekonstruktivistische Positionen, wie sie von Judith Butler und anderen Autorinnen aus dem »postmodern« genannten Spektrum formuliert wurden. Gleichzeitig existieren jedoch gravierende Unterschiede in den theoretischen Prämissen, die sich auch auf das jeweilige Verständnis von »Dekonstruktion« auswirken.<sup>91</sup>

### Judith Butlers Kritik der Normalisierung

Warum Judith Butlers 1991 erschienenes Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* (Originaltitel: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*) im deutschsprachigen Raum so viel Wirbel verursachen konnte, darüber ist viel spekuliert worden. Unter den theoretisch engagierten jüngeren Feministinnen fühlten sich viele von dem radikalen Gestus dekonstruktiver Kritik der Zweigeschlechtlichkeit angezogen, empfanden ihn als Befreiung des Denkens, andere sahen sich durch ihn provoziert, verunsichert oder lehnten ihn als analytisch zweifelhaft und politisch fatal ab. Erika Haas etwa schreibt in der Einleitung zu dem Band *Verwirrung der Geschlechter. Dekonstruktion und Feminismus* (1995) unter dem Zwischentitel »Let's get rocked« begeis-

tert: »In jedem Fall ist es seit Judith Butler wieder interessant geworden, sich mit feministischer Theorie zu befassen.«<sup>92</sup> Hin- gegen stellen Kritikerinnen wie Barbara Duden fest: »Es ist an der Zeit, daß wir die Möglichkeit anerkennen, daß es heute auch im sogenannten wissenschaftlichen Gespräch über Frauen in der Geschichte heterogene Positionen gibt, deren Vertreterin- nen miteinander nicht mehr sprechen können.«<sup>93</sup>

Heute haben sich die mit Erscheinen von *Gender Trouble* hochgegangenen Wogen zumindest ein Stück weit geglättet. Dazu hat nicht zuletzt Judith Butler selbst beigetragen, die sich durch Kritiken und Nachfragen genötigt sah, ihre Position zu präzisieren und dabei partiell zu revidieren. Nach wie vor gilt die US-amerikanische Philosophin, die an der Universität Berkeley in Kalifornien Rhetorik lehrt, jedoch als exponierte Vertreterin eines dekonstruktiven Feminismus, der dem theore- tischen Spektrum des »postmodernism« zugerechnet wird.<sup>94</sup>

In dem Text *Das Ende der Geschlechterdifferenz* von 1997 be- schreibt Judith Butler die Geschlechterdifferenz als einen Schau- platz politischer Kämpfe, der sie aus politischen und philoso- phischen Gründen beschäftigt:

»So wie ich sie verstehe, ist die Geschlechterdifferenz ein Ort, an dem wieder und wieder eine Frage in bezug auf das Verhältnis des Biologi- schen zum Kulturellen gestellt wird, an dem sie gestellt werden muß und kann, aber wo sie, strenggenommen, nicht beantwortet werden kann. Wenn wir sie als eine Grenzvorstellung verstehen, so hat die Geschlech- terdifferenz psychische, somatische und soziale Dimensionen, die sich niemals gänzlich ineinander überführen lassen, die aber deshalb nicht letztlich voneinander abgesetzt sind. Schwankt die Geschlechterdifferenz also hin und her, als eine schwankende Grenze, die eine erneute Artiku- lation dieser Begriffe ohne jede Vorstellung von Endgültigkeit verlangt? Ist sie daher kein Ding, keine Tatsache, keine Vorannahme, sondern viel- mehr ein Verlangen nach erneuter Artikulation, das niemals zur Gänze verschwindet – das sich ebensowenig jemals zur Gänze zeigen wird?!«<sup>95</sup>

Butler schildert, wie auf der Pekinger UN-Weltfrauenkonferenz die Diskussion um das Verhältnis von Sex und Gender zu einem politischen Machtkampf wurde. In dieser Auseinandersetzung versuchten mehrere Mitgliedsstaaten unter Führung der katho- lischen Kirche durchzusetzen, dass das Wort »Gender« aus dem Aktionsprogramm getilgt und durch den Ausdruck »Sex« er- setzt würde. Der Gender-Begriff wurde vom Vatikan gebrand- markt, weil er einen Code für Homosexualität darstelle. »Der Vatikan fürchtet sich vor einer Abtrennung der Sexualität vom biologischen Geschlecht, denn das würde die Vorstellung einer sexuellen Praxis einführen, die nicht durch vermeintlich natür- liche Fortpflanzungsziele im Zaum gehalten wird.«<sup>96</sup>

Nach Judith Butler kann es nicht darum gehen, eine strikte, ein für allemal gültige Definition des Verhältnisses von Sex und Gender zu verfassen. Wichtiger sei es, die Wege der Begriffe durch die öffentliche Kultur zu verfolgen und die Interessen- konflikte zu untersuchen, die sich in den Diskussionen artiku- lieren. Ein politisches Engagement bestehe dann darin, sich an solchen Kämpfen um Definitionsmacht, um die Resignifikation von Begriffen und die Verschiebung ihrer Bedeutungen zu betei- ligen. Als Beispiel für diese Politik gilt etwa die Veränderung der Bedeutung des einstigen Schmähbegriffs »schwul« durch seine offensive Verwendung seitens der Homosexuellen selbst.

Was in dieser Perspektive unmittelbar nachvollziehbar er- scheint, las sich im *Unbehagen der Geschlechter* sperriger und radikaler zugleich. Hier ging es Butler nicht um die empirisch- historische Analyse von Diskurspolitiken in ausmachbaren In- teressenkonstellationen, sondern um die fundierenden Struk- turen des Denkens der Zweigeschlechtlichkeit, um die dabei vorausgesetzten Kategorien von Identität und Andersheit und deren normierende Wirkungen.]

Obwohl Butler mit dem Anspruch, eine »kritische Genealo-

gie der Geschlechter« vorzulegen, ausdrücklich an den Wissenschaftshistoriker Michel Foucault anknüpft, dessen genealogische Studien sich auf historische Konfigurationen von Wissen und Macht und entsprechende Praktiken beziehen, bewegt sich ihre Analyse im geschichts- und empiriefreien Raum metatheoretischer Reflexion. Ihre »Genealogie« zielt auf eine Befragung der grundbegrifflichen Voraussetzungen und der impliziten Logiken des Denkens der Geschlechterdifferenz: In welcher Matrix und welchen Machtformationen bewegt sich dieses Denken?

Gegenstand ihrer Analyse sind wissenschaftliche Theorien und Kategorien, die Vorstellungen vom Subjekt, vom Verhältnis zwischen Natur und Kultur und von Geschlechterdifferenz in unserer Kultur problematisieren und beeinflussen. Die Psychoanalyse Freuds und Lacans, die strukturalistische Kulturtheorie Lévi-Strauss', bestimmte Annahmen Foucaults, Simone de Beauvoirs, Monique Wittigs und anderer bilden das Material für diese Rekonstruktion.

Auch Butler setzt an der Unterscheidung von Sex und Gender an. Ähnlich wie für die ethnomethodologisch-konstruktivistischen Positionen ist für sie diese Unterscheidung kein geeignetes Medium zur Befreiung aus der Klammer biologistischer, naturalistischer Argumentationen. Im Gegenteil, sie sieht darin eine besonders raffinierte Form der Immunisierung gegen Kritik. Ihre These besagt, dass die innere Stabilität und der binäre Rahmen des »Geschlechts« sogar dadurch gesichert würden, dass die Dualität der Geschlechter (Sexes) in ein vordiskursives Feld abgeschoben und als natürlich ausgegeben wird.)

Im Durchgang durch verschiedene Theorien untersucht sie die Art und Weise der Konstruktion des Geschlechts (Sex) als das radikal Nichtkonstruierte. Die Leitfrage ihrer Analyse lautet: »Wie müssen wir dann Geschlechtsidentität reformulieren, da-

mit sie auch jene Machtverhältnisse umfaßt, die den Effekt eines vordiskursiven Geschlechts (Sex) hervorbringen und dabei diesen Vorgang der diskursiven Produktion selbst verschleiern?«<sup>97</sup>

Die diskursive Normierung von Geschlechtsidentität vollzieht sich nicht allein durch die Unterscheidung von Frauen und Männern. In Butlers Theorie ist diese Unterscheidung selbst unlösbar verknüpft mit der heterosexuellen Normierung des Begehrens. Der Zusammenhang von Sexualität und Geschlechtszugehörigkeit bezeichnet den Dreh- und Angelpunkt ihrer Theorie. Sie spricht von einer grundlegenden Machtformation, einem Bündnis zwischen dem System der Zwangsheterosexualität und den diskursiven Kategorien, die die Identitätskonzepte des Sexus (Mann/Frau) begründen.

Hier wird spürbar, dass die zuweilen akademisch anmutenden Fragen nach der Matrix der Konstruktion des Subjekts und nach den Grenzen »kultureller Intelligibilität« (Butler) und Geltung durchaus Bodenhaftung haben. Sie stehen in enger Verbindung mit Butlers politischem Engagement im Bereich der »lesbian« bzw. »queer politics« und der Kritik normativer Heterosexualität. Dabei ist bemerkenswert, dass dieser für Butlers Theorie zentrale sexualpolitische Bezug in der hiesigen Rezeption weitgehend marginalisiert wurde: Die Diskussion konzentrierte sich stark auf die Frage nach dem Verhältnis von Körperlichkeit und Diskurs, Butlers damit im Kern zusammenhängende Problematisierung der Heterosexualität wurde dagegen eher im Kontext von Queer-Theory und Lesbenforschung aufgegriffen.<sup>98</sup> Ohne den sexualpolitischen Impetus, der Butlers Kritik der Zweigeschlechtlichkeit von den ethnomethodologisch-konstruktivistischen Varianten unterscheidet, ist die besondere Kontur ihrer Dekonstruktion jedoch nicht nachvollziehbar. Ihr geht es nicht um die Annahme einer »Gleichursprünglichkeit« von Differenz und Hierarchie, sondern um

den konstitutiven Zusammenhang von Geschlechterdifferenz und Heterosexualität.

Butlers Überlegungen sind rückgebunden an Erfahrungen von Identitätszwang, von Gewalt, von Ausgrenzung, von Verwerfung. Ihr Blick auf den Produktionszusammenhang von »gender identity« situiert sich auf der anderen Seite der Normalität von Geschlecht, die bevölkert ist mit Körpern und Individuen, denen kulturelle Geltung, Anerkennung, sogar der Status der Person abgesprochen wird. Ihre Parteinahme gilt den durch die Raster des Normalen gefallen und zugleich durch sie »hervorgebrachten« Kategorien der verworfenen »Sonstigen«: Menschen, die geschlechtlich nicht klar einzuordnen sind, deren Begehren sich nicht in den Bahnen der Heterosexualität bewegt, deren selbst empfundene Geschlechtsidentität nicht zu dem Geschlecht passt, dem sie körperlich zugehören. Von dieser Seite aus gesehen stellen sich nicht nur die hierarchischen Verhältnisse zwischen den Genus-Gruppen, sondern stellt sich die Ordnung des Sexus selbst als etwas dar, was in einem weitreichenden Sinn über kulturelle Geltung und Zurechnungsfähigkeit bestimmt. Nicht Macht und Herrschaft von Männern über Frauen stehen hier also im Mittelpunkt, nicht der phallozentrische Charakter normaler Sexualität und dessen Bedeutung für heterosexuelle Frauen, vielmehr die Lebens- und Anerkennungsinteressen all derjenigen, die im Zuge der kulturellen Normierung von Genus-Gruppen als nicht normal ausgegrenzt werden.

Für Butler basiert jede Möglichkeit von Identität und innerer Kohärenz des Subjekts auf den sprachlich-diskursiven Konstruktionen, Verfahren und Ausschlüssen, welche die Geschlechterdifferenz regulieren. »Da [...] die Identität durch die stabilisierenden Konzepte sex, gender und sexuality abgesichert wird, sieht sich [...] der Begriff der ›Person« selbst in Frage gestellt,

sobald in der Kultur inkohärente oder diskontinuierlich geschlechtlich bestimmte Wesen auftauchen, die Personen zu sein scheinen, ohne den [...] Geschlechter-Normen kultureller Intelligibilität zu entsprechen, durch die die Personen definiert sind.«<sup>99</sup>

Butler treibt ihre kategoriale Analyse bis zu den Punkten, an denen der Fundierungszusammenhang von körperlichem Geschlecht, Geschlechtsidentität, sexueller Praxis und Begehren aufgesprengt und als kontingent vorstellbar wird: »Wenn wir den kulturell bedingten Status der Geschlechtsidentität als radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht denken, wird die Geschlechtsidentität selbst zu einem freischwebenden Artefakt. Die Begriffe Mann und männlich können dann ebenso einfach einen männlichen und einen weiblichen Körper bezeichnen wie umgekehrt die Kategorien Frau und weiblich.«<sup>100</sup>

Die »politische Genealogie der Geschlechterontologie«, des So-Seins oder So-Scheinens der Geschlechterdifferenz, dient dem Ziel, durch systematische Entnaturalisierung des Denkens von Geschlecht einen Vorstellungsraum für die verschiedensten Konstellationen von Körperlichkeit, Begehren und Identität zu eröffnen. Sie soll – »wenn sie erfolgreich ist – den substantivischen Schein der Geschlechtsidentität in die konstitutiven Akte dekonstruieren, diese Akte innerhalb des Zwangsrahmens verorten und durch die verschiedenen Kräfte erklären, die das gesellschaftliche Erscheinungsbild der Geschlechtsidentität kontrollieren«<sup>101</sup>.

Butler orientiert sich an Jacques Derridas Dekonstruktion, wonach jede Vorstellung von Identität, Referenz und Anwesenheit von Sinn im Sprechen metaphysisch ist. Sie nimmt die Mechanismen der sprachlich-diskursiven Konstruktion in den Blick, in denen Sex und Gender »ver-wirklicht« werden, die Formen und Normen ihrer Substanzialisierung. Sachverhalte von Sex

und Gender werden in dieser Perspektive gewissermaßen als Sprachverhalte analysiert. Kritisch setzt Butler sich mit Konzepten der humanistischen Tradition auseinander, welche die psychologische Person und Geschlechtsidentität als etwas Substantielles auffassen, was den Handlungen der Menschen vorausgeht und sich in ihnen nur äußert. Ihr Fazit: »Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität (gender) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (gender identity). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese ›Äußerungen‹ konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind.«<sup>102</sup>

Damit betont Butler den grundsätzlich performativen und phantasmatischen Charakter von Geschlecht und Geschlechtsidentität. Dies schließt auch das körperliche Geschlecht ein: »Beachten wir, daß es die Sedimentierung der Geschlechter-Normen ist, die das eigentümliche Phänomen des ›natürlichen Geschlechts‹, der ›wirklichen Frau‹ oder jede Art von verbreteter, zwanghafter gesellschaftlicher Fiktion hervorbringt.«<sup>103</sup>

Die Wirklichkeit des Geschlechts, der substantivische Effekt der Geschlechtsidentität, wird nach Butlers Theorie im Vollzug der performativen Wiederholung, des iterativen Zitierens dieser Normen erzeugt. Diese zitierende Praxis bezeichnet für sie den Mechanismus der kulturellen Reproduktion des binären »Zwangsrahmens« von Geschlecht, den es zu unterminieren gelte. Die Vorstellung, wie diese Subversion der Zweigeschlechtlichkeit zu bewerkstelligen sei, hängt eng mit Butlers performativem Konzept von Geschlechtsidentität zusammen. Sie sieht die Chancen für eine Veränderung dieser Ordnung in der Unabdingbarkeit der Wiederholung selbst begründet: Da die Normen des Geschlechts ein nie erreichbares regulatives Ideal darstellen, gehöre Variation im Zitieren dieser Normen gleichsam zum Modus Vivendi von Geschlechtsidentität. In subversiven Wiederholungen und Verschiebungen der symbolischen Konnota-

tionen von Männlichkeit und Weiblichkeit könne der grundsätzlich phantasmatische Charakter des Geschlechts dokumentiert werden. Butler denkt dabei an Formen der Geschlechterparodie, wie sie in Praktiken der Travestie, des Cross-Dressings und der Stilisierung von sexuellen Identitäten in der schwul-lesbischen Kultur entwickelt wurden. Dabei geht es nicht um die Imitation »echter« Männer und Frauen, sondern, so Butler, um die Parodie des Begriffs des Originals als solches.<sup>104</sup>

Es war vor allem diese Vorstellung von Parodie als Politik, die sowohl auf begeisterte Zustimmung wie auf heftige Ablehnung stieß. In beiden Fällen wurde kaum Aufmerksamkeit darauf gerichtet, dass es Butler weniger um ein alternatives Konzept für feministische Politik zu tun war als darum, die Möglichkeiten einer kulturellen Erweiterung des Politischen in einem spezifischen Kontext auszuleuchten. Sabine Hark hat hervorgehoben, dass Butlers Buch in Deutschland in dieser Hinsicht auf eine Leerstelle traf, sodass die Kontextgebundenheit ihrer Überlegungen nicht erkannt wurde. Ihre Thesen zum performativen Charakter von Geschlecht und zur Politik der Geschlechterparodie seien im angloamerikanischen Raum eingebettet in den Zusammenhang schwul-lesbischer Emanzipationsbewegungen, einer ästhetisch-experimentellen Campkultur, die mit Geschlechtsbedeutungen spielt, und einer ausdifferenzierten Tradition von Cultural Studies, in der die Frage nach der politischen Wirkung kultureller Stile breiten Raum einnehme.<sup>105</sup>

In der Rezeption von *Gender Trouble* standen zwei theoretische Probleme im Mittelpunkt, mit denen sich Judith Butler in ihren nachfolgenden Arbeiten auseinander gesetzt hat: der unklare gebliebene epistemologische Status der körperlichen Materialität des Geschlechts und die Defizite ihres Konzepts der Geschlechterparodie, die sowohl auf normative als auch subjekttheoretische Leerstellen ihres Ansatzes zurückzuführen sind.

Butler hat auf die Kritiken mit einer Reihe von Zurücknahmen und Differenzierungen reagiert. Vor allem hinsichtlich des Vorwurfs des linguistischen Idealismus hat sie schnell klargestellt, dass ihre Ausgangsposition weit weniger spektakulär ist, als ihre »Rhetorik der Irrealisierung« (Hirschauer) im *Unbehagen der Geschlechter* noch suggerierte: »It is one thing to say that bodies are only available through discourse and it's another thing to say that bodies are only discourse. I think that there are two different claims. The first one is an epistemological claim and the second one is an ontological claim. And I am making the epistemological one, but I am taking the epistemological claim out of the perceptual model and I am trying to put it in a linguistic model.«<sup>106</sup>

Neben dem sexualpolitischen Ausgangspunkt ist es diese linguistisch-sprachphilosophische Ausrichtung ihrer Theoriebildung, die Butlers Ansatz von den sich »dekonstruktiv« nennenden Ansätzen aus dem Feld des Sozialkonstruktivismus unterscheidet. Bei Butler geht es um Sprache, Sprechakte und Repräsentation in der Sprache, nicht um empirisch zu rekonstruierende Formen des Wahrnehmens, Zuschreibens und Darstellens von Geschlechtsbedeutungen oder um die Verwendung von »Wissen« in Interaktionen.

In ihren neueren Büchern, *Körper von Gewicht* (1995), *Haß spricht* (1998) und *The Psychic Life of Power* (1997), wird der sprachphilosophisch-linguistische Bezugsrahmen genauer ausgearbeitet. Inhaltlich stehen dabei Fragen der Formierung des Subjekts, das sie als Kreuzungspunkt von Normen des Geschlechts bzw. der Sexualität konzipiert, und Probleme der linguistischen Handlungsfähigkeit (linguistic agency) im Mittelpunkt. Für beide Bereiche ist das Konzept der Performativität zentral, an dem sich sowohl die Entwicklungen als auch die anhaltenden Engführungen in Butlers Ansatz am klarsten ablesen

lassen. Wenn Butler Performativität als ritualisiertes Zitieren von normativen Äußerungen konzipiert, stellt sich zum einen die Frage nach der inneren Struktur jener Wiederholungen, durch die der Diskurs angeblich die Wirkungen erzeugt, die er benennt; zum anderen stellt sich das Problem, wie subversive Wiederholungen zustande kommen können. Judith Butlers nach *Gender Trouble* verfasste Schriften kreisen immer wieder um die systematisch-begriffliche Bestimmung von Bedingungen einer solchen subversiven Umdeutung. In Auseinandersetzung mit Austin, Derrida und anderen versucht sie, einen begrifflichen Raum zu öffnen, der Veränderungen zu denken erlaubt, ohne auf die Fiktion eines souveränen (Sprach-)Subjekts zurückgreifen zu müssen. Obwohl sie Derridas Ausblendung des Sozialen kritisiert, bleibt jedoch auch ihr eigener Versuch in dieser Hinsicht unzureichend. Ihre Ausarbeitungen beziehen sich eher auf die begriffliche Unterscheidung unterschiedlicher Formen von Sprechhandlungen und sprachstrukturell angelegten Möglichkeiten der Verschiebung von Bedeutungen als auf die Bestimmung gesellschaftlich-historischer Bedingungen von Normalisierungen wie von Einsprüchen und Potenzialen des Widerständigen.

Die Bedeutung Butlers für die feministische Diskussion ist vor allem darin zu sehen, dass sie radikaler als andere vor ihr das illusionäre Moment feministischer Identitätspolitik zur Sprache gebracht und dass sie den engen normativen Zusammenhang von Sex, Gender und Begehren in den Blick gerückt hat. Die für viele mitreißende Radikalität, mit der Butler wenig explizierte Prämissen feministischer Kritik zur Diskussion stellt, speist sich letztlich aus dem sexualpolitischen Kontext von Erfahrungen der Nicht-Identität, die im wahrsten Sinne des Wortes »queer« liegen zu Normalitätsunterstellungen, die auch in Teile der feministischen Theoriebildung eingegangen sind. Dass



dies umgekehrt ihre eigene Theoriebildung und deren organisierendes Zentrum betreffen könnte, wird nicht reflektiert, obwohl es durchaus in der Konsequenz ihres Ansatzes läge. Butler analysiert nicht den Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen, Geschlechterdifferenz und Formen der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, sie analysiert auch nicht die gesellschaftliche Organisation von Sexualität und generativer Reproduktion; sie konzentriert sich vielmehr auf den normativen Konnex von *Geschlechtszugehörigkeit* (gender identity) und Heterosexualität. Damit nimmt sie auch in Bezug auf Sexualität, die von Anfang an ein klassisches Feld feministischer Kritik darstellt, einen spezifischen Fokus ein, der aber nicht als selektiver ausgewiesen, sondern im Rahmen ihres grundbegrifflichen Klärungsanspruchs totalisiert wird.

Theoretisch ist ein konstitutiver Zusammenhang zwischen Heterosexualität und körperlicher Zweigeschlechtlichkeit vorausgesetzt. Beide erscheinen bei ihr so »gleichursprünglich« wie Hierarchie und Differenz bei Angelika Wetterer. Diese enge Verbindung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität kann im Rahmen von Butlers kulturell und historisch völlig unspezifiziertem Ansatz nur behauptet und politisch unterstellt, aber nicht belegt werden.

Judith Butler hat mit ihren Texten auch im deutschsprachigen Raum feministische Theoretikerinnen angeregt und herausgefordert. Dabei gibt es neben den eher sexualpolitisch motivierten Rezeptionen im Kontext der Queer-Theory deutlich disziplinenspezifische Züge. Das Performanzkonzept von Geschlechtsidentität sowie die epistemologische Frage der Materialität von »Sex« sind insbesondere im kultur- und geisteswissenschaftlichen Spektrum aufgegriffen worden. Die Aufnahme in den Sozialwissenschaften scheint dagegen eher dadurch charakterisiert zu sein, dass durchgängig eine stärkere historische und soziale

Konkretisierung der regulativen Normen von Sex und Gender eingeklagt und zum Teil auch realisiert wird. Es ist kein Zufall, dass in den verschiedenen Studien zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz, die in diesem Zusammenhang entstanden sind, Butlers Bezugstheoretiker Foucault als (Diskurs-)Historiker stärker zur Geltung kommt als in ihren eigenen Texten.<sup>107</sup>

Eine Reihe von Kritikerinnen hat sich gegen das einseitige Konzept von Normalisierung gewandt, das nur über »Verwerfung« funktioniert. Historische und sozialwissenschaftliche Studien hätten demgegenüber komplexe und widersprüchliche Wirkungsweisen von Normen aufgewiesen. Andere regten an, die von Butler angestoßene Diskussion um die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit im Kontext und als Reflex der neueren technologischen Entwicklungen und der damit verbundenen Phantasmen der Machbarkeit zu verorten.<sup>108</sup>

Die Kritiken sind berechtigt – festzuhalten bleibt jedoch, dass Judith Butlers insistierendes Infragestellen aller Fundierungen dazu beigetragen hat, dass in der feministischen Theorie der Gegenwart die Reflexion auf das »konstitutive Außen« der eigenen Position sowie über die eigenen Aussagebedingungen deutlich zugenommen hat.

### Donna Haraways Kritik der Technosciences

Neben der inzwischen vielstimmigen ethnomethodologisch-konstruktivistischen Kritik an der Unterscheidung von Sex und Gender und Judith Butlers dekonstruktiver Analyse der regulativen Normen des Geschlechts haben vor allem die Texte Donna Haraways die feministische Sex-Gender-Debatte beeinflusst. Haraway ist Biologin und Wissenschaftshistorikerin und